

JOHANNES ERDMANN

**KÖNNT IHR
MAL DAS
SEGEL AUS
DER SONNE
NEHMEN?**

**SKURRILE ERLEBNISSE
EINES CHARTERSKIPPERS**

DELIUS KLASING VERLAG

**»Für Cati. Die gute Seele unseres Schiffes -
und die Backstagsbrise in meinem Leben.**

**Danke, dass du meine verrückte Idee mitgemacht hast.
Deine herzliche und positive Art mit den Gästen war es,
die das Experiment ›Charterboot‹ zum Erfolg gemacht hat.«**

INHALT

PROLOG	7
---------------------	---

WIR HATTEN MAL EINEN GAST, ...

... der wollte uns Business-Tipps geben	13
... der hat die ganze Kabine neu lackiert. Mit Mückenspray!	23
... der wollte die ganze Reise über Karten spielen	31
... der wollte doch lieber eine Cola	35
... der wunderte sich über meine vielen Nickerchen	40
... der war froh, dass er mal ein paar Tage offline ist	44
... der hat sich die Füße von unten mit Sonnencreme eingeschmiert	50
... der hat sich nie die Hände gewaschen	55
... der wollte jeden Tag ein neues Badehandtuch	61
... der wollte Müll trennen	67
... der bräuchte eigentlich Untertitel	74
... der hat jede Schüssel leer gemacht	78
... der hat alle Lichter brennen lassen	84
... dem war das Segel ständig in der Sonne	87
... der hatte ein Problem mit dem Bordklo	93
... der die Nacht im Trampolin verbringen wollte	102
... der hat sich verlobt	105
... mit dem waren wir den halben Urlaub lang eingeweht	111
... der hat über Bord gepinkelt	118
... mit dem haben wir die Bahamas neu kartografiert	122

... der wies mich auf fliegende Kakerlaken hin	130
... der hat seine Zigarettenasche getrunken	139
... der hatte das »so nicht gebucht«	147
... der hat gehört, dass Nassau eine Tradition hat	150
... der hat uns fast Löcher in die Kloschläuche gebrannt	162
... der wurde von einem schwimmenden Schwein gebissen	167
... der war ziemlich seekrank	174
... der sollte einen Daumen annähen	182
... der hatte für jedes Ausrüstungsstück an Bord eine bessere Lösung	187
... der war total verständnisvoll, dass wir nicht jeden Tag Alkohol trinken wollen	192
... der war James-Bond-Fan	198
... der glaubte, Kolumbus hätte auf den Bahamas gewohnt	206
... der stahl die Bahamas. Stück für Stück	211
EPILOG	215
DANKE AN	221

PROLOG

Segeln und damit Geld verdienen. Wer träumt davon nicht? Und in der Theorie klingt es auch sehr verlockend: Das Leben unter Palmen, als Skipper und Crew einer tollen Yacht. Statt im Winter zu Hause Schnee zu schippen, lassen wir uns lieber vom warmen Passatwind in den Segeln von Insel zu Insel treiben. Mit an Bord: nette Gäste, gutes Essen, kalte Drinks. Jede Woche dann am Ende der Reise in strahlende Gesichter blicken. Natürlich wird es auch mal nicht so nette Gäste und Rückschläge geben, das gehört dazu. Doch wer erinnert sich schon lange an so etwas? Das nimmt man doch gern in Kauf für solch ein traumhaftes Leben. Erst recht, wenn man den Vergleich zu einem tristen Büroalltag in einer grauen Großstadt hat. Ein Leben, dem die meisten unserer Gäste zumindest für zehn Tage entfliehen (... und dafür viel Geld ausgeben), um eine Zeit lang mit uns zu segeln. Das alles ist an Bord weit entfernt. Zehn Tage lang. Dann müssen sie wieder nach Hause. Und wir? Wir bleiben im Paradies.

Doch was die Gäste nicht sehen (und was wir vor ihnen auch tunlichst zu verbergen versuchen), ist die Kehrseite: Unser Zeitplan ist eng gesteckt. Ausfälle wegen notwendiger Reparaturen, Krankheit oder schlechtem Wetter darf es nicht geben. Die Gäste haben gebucht und wollen alle Highlights der Bahamas sehen, die wir so schön auf unserer Website präsentiert haben. »Vor dieser Insel können wir heute leider nicht ankern, weil es bei der vorherrschenden Windrichtung keinen Schutz vor Wellen gibt«, wird eher selten verstanden.

Von November bis Mai sind wir voll gebucht. Kein Urlaub, keine freien Tage. Unsere Planung zwingt uns zudem häufig zum Auslaufen, auch wenn das Wetter nicht optimal ist und wir ohne Gäste definitiv im Hafen geblieben wären. Ist nicht gerade ein Sturm angesagt, dann segeln wir. Jeden Tag. Komme, was wolle.

Natürlich geht das bei einem 17 Jahre alten Boot nicht ohne Schäden und technische Ausfälle. Unser Katamaran ist in einem Alter, in dem zahlreiche Erneuerungen fällig werden. Wir überholen die Maschinen, tauschen viel Elektronik, kaufen sogar einen neuen Satz Segel und einen Wassermacher. Gleich in der ersten Saison verlieren wir einen Kiel auf einem nicht kartografierten Riff und müssen die ankommenden Gäste überreden, statt durch die wundervollen Inseln erst mal für vier Tage mit uns in die Werft zu gehen. Von den Chartereinnahmen geht die Hälfte für die monatlichen Raten für das Boot drauf, die andere für laufende Kosten und Reparaturen. Ein Gehalt zahlen wir uns nie. Um unsere Krankenversicherungen und Kosten in der Heimat zu decken, arbeiten wir in der Hurrikansaison, wenn das Boot an Land steht, als freier Journalist und als Sekretärin.

Obwohl sich auf den Charters touren mit der Zeit durchaus Routine einstellt, gibt es immer wieder Rückschläge und Probleme. Dazu ständig Engpässe bei der Verpflegung in den Supermärkten auf der Insel. Zwischen den 10-Tages-Touren gleicht mein Job dem eines Fahrers, denn ich verbringe jeweils zwei Tage auf Nassau damit, alle nötigen Nahrungsmittel und Ersatzteile für die nächste Tour zu besorgen und Gäste zu chauffieren. Unser Terminplan ist so eng getaktet, dass meist nur 20 bis 24 Stunden Zeit zwischen den Touren liegen. Sehr knapp für eine komplette Grundreinigung, Reparaturen, Einkäufe und den Transport der Gäste vom und zum Flughafen. Mal einen Monat – oder auch nur eine Woche – auszusetzen und zu verschlafen ist kaum möglich, denn wir müssen die Segelsaison nutzen, und die ist finanziell betrachtet irgendwie immer zu kurz. Charter ist ein Saisongeschäft, und auch wenn die MAVERICK XL keine Ein-

nahmen einführt, müssen wir unsere monatliche Rate ja trotzdem zahlen.

Im Normalfall haben wir im Monat drei Tage gästefrei, eben jene (maximal) 24 Stunden zwischen den drei Touren, die wir mit der Schiffspflege und Vorbereitungen verbringen. Sind Gäste an Bord, haben wir eine halbe Stunde Privatsphäre am Morgen, mit dem Kaffee im Bett, dann eine halbe Stunde am Abend, bis wir todmüde in die Koje fallen. Ein knochenharter Job, bei dem die Romantik des »Geldverdienens unter Segeln« schnell abhandengekommen ist.

Was das Leben unter Segeln trotz aller Mühen so lebenswert macht, sind die Menschen, die zu uns an Bord kommen. Unsere People-Skills wachsen mit jeder Tour. Wir lernen nicht nur, die Gäste zu beherbergen und zu bewirten, sondern auch Teambuilding, Kommunikation, Stärken und Schwächen in Menschen zu erkennen, die Stärken zu fördern, die Schwächen zu überbrücken ... all das, was im Büroleben an Land auch wichtig ist, aber selten so schnell erlernt wird wie hier auf See.

Und wir lernen, die Gäste zu beschäftigen, sie einzubinden, sie zu motivieren. Und natürlich: sie zu unterhalten. Sowohl auf den langen Seestrecken als auch nach dem Abendessen, wenn wir noch beim Cocktail zusammensitzen. Meist wollen sie dann Geschichten von unseren Reisen hören. Mit der Zeit perfektionieren wir unsere Witze und Anekdoten bis ins Detail, sodass jede Pointe sitzt.

Doch auch auf den Charters Touren erleben wir so viele Geschichten, dass wir immer mehr beginnen, unseren Gästen Anekdoten von anderen Gästen zu erzählen.

»Wir hatten da mal einen Gast, ...«, beginnen diese Erzählungen meist, berichten anonym die Geschichte eines Mitseglers, den Zusammenhang zu unserem Leben hier auf dem Schiff, eine Einordnung und letztlich eine witzige Begebenheit.

Viele Nächte lang unterhalten wir Scheherazade-like die Gäste mit diesen Geschichten, die zuweilen recht amüsant sind. Doch nicht immer sind es die Geschichten von Fremden. Ab und zu zeigen wir ihnen in Gleichnissen auch ihre eigenen Verhaltensweisen auf, in der

Hoffnung, dass sie den Wink mit der Relingsstütze verstehen und sie ändern. Was überraschenderweise so gut wie nie passiert. Schlimm? Nein. Denn wir alle haben uns zumindest amüsiert – das ist doch was! Deshalb hoffen wir, dass nun auch die Leser dieser Sammlung von Geschichten genauso lachen und sich darüber freuen können wie unsere Gäste an Bord – und dass sich möglichst niemand darin wiedererkennt oder gar beleidigt ist, weil wir die Geschichte hier nun erzählen.

Zugleich soll dieses Buch Einblicke geben in ein Leben, von dem viele Segler träumen, doch von dem sich wohl kaum einer so richtig vorstellen mag, wie es sich wirklich anfühlt – neun Monate pro Jahr »beruflich« auf dem Boot zu sein und sieben Monate davon permanent Gäste an Bord zu haben. Und natürlich dafür alle Elemente des Landleben aufzugeben: Freunde, Familie, Karriere, Sicherheit. Sie stattdessen gegen die Ungewissheit zu tauschen: Wird es klappen? Werden wir Gäste haben? Können wir die monatlichen Raten für das Boot berappen? Wird sich das Geschäft rentieren?

Ein Schritt ins Ungewisse. Denn trotz gut kalkuliertem Geschäftsplan, Vorbereitung und Werbung kann einem niemand sagen, ob es funktionieren wird. Denn das Geschäft des Crewed Charter hängt nicht nur von Zahlen ab, sondern auch von vielen Variablen, die nicht vorherzusehen sind. Interessiert die potenziellen Kunden unser Revier? Mögen sie uns als Menschen, um zehn Tage mit uns zu reisen? Ist ihnen unsere Ansprache im Netz sympathisch? Wie wird sich das Jahr entwickeln, wird es viele Hurrikans oder schlechtes Wetter geben? Solche schrecklichen Ereignisse wie die Corona-Pandemie, die viele Crewed-Charter-Boote in den Ruin getrieben hat, sind erst recht nicht abzusehen.

Ein Leben in ständiger Ungewissheit und Sorge. Trotzdem: ein Leben, das wir um nichts auf der Welt missen möchten.

Viel Freude beim Lesen.

Johannes Erdmann

... DER HAT DIE GANZE KABINE NEU LACKIERT. MIT MÜCKENSPRAY!

Für keinen unserer Gäste ist das Bordleben so selbstverständlich wie für uns. Selbst wenn es sich um alte Salznackeln handelt, die schon ihr Leben lang segeln: Kein Boot gleicht dem anderen und immer gibt es ein paar Besonderheiten zu beachten.

Wenn unsere Gäste nach 15 oder mehr Stunden Anreise zu uns an Bord kommen, sind sie von der langen Reise und den vielen neuen Eindrücken meist erst mal völlig überfrachtet. Deshalb lassen wir sie behutsam ankommen und weisen sie am ersten Tag nur in die nötigsten Dinge ein: Wo sie schlafen, wie das Klo funktioniert und dass Toilettenpapier nicht in die Schüssel kommt. Über den Abend stellen sie dann natürlich selbst immer noch einige Nachfragen zum Schiff und zu den Abläufen, aber den größten Teil behandeln wir erst am nächsten Morgen, wenn sie ausgeschlafen und aufnahmebereit sind.

Kurz vor dem Auslaufen folgt als Höhepunkt der Instruktionen die Sicherheitseinweisung. »Wir kommen jetzt zum einzigen ernsthaften Teil der Reise«, leite ich sie meist ein. Obwohl ich es auch dabei für gewöhnlich nicht lassen kann, ein paar Witze einzubauen. »Falls wir überraschend absaufen: Stellt euch einfach aufs Dach oder auf eine Saling, denn die Wassertiefe beträgt hier im Schnitt nur drei Meter.«

Obwohl das Boot sehr sicher ist, gibt es natürlich einiges zu beachten. Zum einen, damit niemand an Bord Schaden nimmt – zum anderen aber auch, damit sie nichts am Boot kaputt machen. Denn das geht schnell, wenn man unachtsam ist, und Ersatzteile sind auf den Bahamas schwer zu bekommen.

Unsere Einweisung soll natürlich nie klingen wie: »Das dürft ihr nicht. Und wenn ihr denkt, dann mache ich stattdessen das ..., das dürft ihr erst recht nicht.« Doch ein paar Regeln müssen sein. Mit der Zeit haben wir so viel Erfahrung gesammelt, dass wir in dem etwa 20-minütigen Vortrag eigentlich alle wichtigen Dinge ansprechen. Trotzdem ist es für manche Leute zu viel auf einmal, und sie bekommen nur die Hälfte mit. Dann kommt später gerne mal der Kommentar: »Das hättet ihr aber mal sagen können.«

Obwohl wir die Regeln so einfach wie möglich halten wollten, werden sie im Laufe unserer Zeit auf den Bahamas immer zahlreicher. Schon in der ersten Saison dachten wir, dass wir den Regelkatalog optimiert haben, aber es kommen immer wieder Menschen an Bord, die uns verblüffen. Salopp gesagt: »Manchmal kann man gar nicht so blöd denken.«

Sonnencreme-Spray ist bei uns an Bord verboten. Darüber werde ich später noch mehr erzählen, und schon in der Packliste, die wir den Gästen vor Reisebeginn zusenden, steht groß der Hinweis: Bitte kein Spray. Das Zeug landet überall, nur nicht auf der Haut. Das mussten wir natürlich auch auf die harte Tour herausfinden.

Eines Morgens sitze ich nach der ersten Gallone Kaffee in unserem Rumpf auf dem Einzylinder. Der Handyempfang ist zwischen den Inseln nicht gut, also wandert mein Blick statt auf den Screen meines Smartphones über die Innenwände unseres GFK-Örtchens. Blank, langweilig. Um einen spannenderen Ausblick zu haben, raffte ich das Rollo, das wir auf unserer Seite des Schiffes vor der Notausstiegsluke montiert haben, ein wenig hoch. Gegenüber auf dem anderen Klo ist ebenfalls eine Notausstiegsluke montiert. Tagsüber spiegelt die Oberfläche und man kann nicht in das Innere hineinschauen. Und das ist

auch gut so. Doch abends, wenn in einem Klo das Licht brennt, kann man vom anderen genau beobachten, was der Nachbar treibt. Diese Erkenntnis war dann für uns der Anreiz, bei Ikea in Miami ein Rollo zu kaufen. Eines auf unserer Seite reicht ja.

Der Nachteil daran ist, dass wir vom Klo aus nicht mehr in das tolle, türkisfarbene Wasser unter dem Schiff schauen können. Manchmal sieht man dort im klaren Wasser sogar Fische. Heute möchte ich also mal wieder rausschauen, und als ich das Rollo hochschiebe, glaube ich meinen Augen nicht zu trauen. Denn ich sehe, wie die Notausstiegsluke im anderen Rumpf offen zur See steht und immer wieder zu einem Drittel in die anlaufenden Wellen eintaucht. Das Luk ist nur etwa 20 Zentimeter über dem Wasser montiert, und mit einem offenen Luk ist nicht zu spaßen. Es sind schon einige Katamarane durch kaputte Notluken gesunken.

Ich kann gar nicht so schnell meinen Hintern abwischen, wie ich die Treppe hinauf in den Salon springen möchte. Aber halt, freundlich sein, es sind zahlende Gäste. »Sagt mal, wer hat denn das Luk da drüben bei euch auf dem Klo aufgemacht?« – »Das war ich, ich musste mal lüften.« – »Dafür gibt es doch das kleine Luk an Deck.« – »Ja, aber ich dachte, so kommt mehr Luft hinein.«

Den dicken Aufkleber auf dem Luk, der über die ganze Breite geht, kann man dabei – zugegeben – auch fehldeuten. Denn da steht nur »Nicht während der Fahrt öffnen.« Hätten die da mal draufgeschrieben »Auch wenn es nach dem Kacken noch so sehr stinkt – das Ding bleibt zu!«

Das wirklich Ärgerliche daran ist aber, dass das Luk seit dem Bootskauf ständig am Lecken war. Es wird beim Segeln ja häufig von Wellen überspült, und nach jeder etwas raueren Überfahrt stand wieder etwas Wasser auf dem Boden des WC-Raums, und der Teppich war nass. Also haben wir in der letzten Werftzeit das Luk demontiert, übergroße Dichtungen in den Rahmen geklebt und den Deckel mit vereinten Kräften in die Dichtung gepresst. Endlich war es dicht.

Gezwungen freundlich erkläre ich dem Gast also meinen Frust.

»Ich hab mich ehrlich gesagt schon ein bisschen gewundert, dass es so schwer aufging«, antwortet er mir, »Als ob es ewig nicht offen gewesen wäre.«

Auf die Liste der Regeln wurde nach diesem Erlebnis also aufgenommen, die Gäste darauf hinzuweisen, die Notausstiegsluken niemals zu öffnen, wenn das Schiff nicht gerade auf dem Kopf liegt.

Dann war da der Gast, der morgens kurz nach Sonnenaufgang mit dem Kajak an Land fahren wollte.

Wir liegen noch in der Koje, hören im Halbschlaf das Poltern an Deck über uns (denn das Kajak hängt an Steuerbord an der Reling). Irgendwann ist das Poltern vorbei und wir hören, wie das Wasser am Kajak gluckst. »Hat also alles geklappt«, denke ich, »dann kann ich ja liegen bleiben.«

Plötzlich durchdringt ein schrilles Kreischen die morgendliche Ruhe. Zwei Sekunden, drei. Dann ist es wieder weg. »Merkwürdig«, denke ich, »das klang ziemlich nah dran.« Kurz darauf kommt es wieder, kürzer diesmal. *Kreisch, kreisch, kreisch*. Wie eine Kreissäge. »Eine Kreissäge?« schrecke ich auf. »Ach du Scheiße!« Mit einem Sprung stehe ich aufrecht neben dem Bett, sprinte die Treppe hinauf in den Salon, weiter ins Cockpit. Und tatsächlich, dort stehen unsere Gäste unter dem kreischenden Geräusch, schauen überrascht nach links und rechts, und versuchen herauszufinden, woher das Geräusch kommen könnte ... während über ihnen ein Paddel des Kajaks mit jeder suchenden Körperdrehung immer wieder kurz in die rotierenden Blätter des Windgenerators taucht, wie ein Stück Holz in die Säge.

»Uppi, das tut mir aber leid«, sagt der Gast, als auch der Rest der Crew die Ursache des Geräusches entdeckt hat.

Ich bin gespannt, welcher der beiden Gegenstände Schaden genommen hat, und tippe auf das Paddel, das aus simplem Spritzplastik gefertigt ist, die Blätter des brandneuen Generators hingegen aus Kohlefaser. Am Paddel kann ich auch gleich sehen, dass eine mehrere Millimeter tiefe Kerbe eingefräst worden ist. Die Blätter des Genera-

tors drehen sich bei etwa drei Windstärken so schnell, dass ich sie erst bei der nächsten Flaute gefahrlos inspizieren will. Ich stelle fest, dass die Blätter zwar heil geblieben sind, aber der edle, hellblaue Lack ist ab, und bei wenig Wind wird fortan eine signifikante Unwucht zu merken sein. Eine Unwucht, die sich darin bemerkbar macht, dass dann nicht nur der Generatormast deutlich vernehmbar vibriert – sondern auch die Wand an unserem Kopfende. 379 Euro für neue Blätter. Grrr ...

Bei der nächsten Gästeeinweisung steht also auf der Liste: »Bitte tragt die Paddel von Kajak und SUP immer waagrecht, nie senkrecht.«

Und dann war da der Gast, dem ich unser Schlauchboot anvertraute, um auf eigene Faust eine Expedition nach Shroud Cay zu machen. Eine Insel, die vollkommen von Mangroven über- und von Kanälen durchzogen ist.

Man kommt sich vor wie in einem Nebenarm des Amazonas. Nur fallen die Kanäle leider zeitweise trocken oder verfügen über wirklich, wirklich flaches Wasser. Die Flachwasser-Fahrstellung des Motors habe ich dem Gast vor der Abfahrt noch gezeigt. »Wenn du den Motor so weit hoch klappst, spuckt er hinten zwar viel Wasser nach oben, aber du kannst auch in ganz flachem Wasser fahren.« Als wir das Boot am Nachmittag wiederbekommen, ist unten am Motorschaft der Lack bis aufs Alu weggeschmirgelt. Nein, eigentlich eher: sandgestrahlt. »Der muss sich mit dem Motor in unterster Fahrstellung durch den gesamten Kanal gebuddelt haben«, erzähle ich Cati am Abend. Den Gast spreche ich aber nicht darauf an, sondern denke mir, dass ich es vielleicht doch genauer hätte erklären müssen.

Auf der nächsten Tour brauchen wir trotzdem keine neuen Hinweise zu geben. Es bekommt nämlich einfach nie wieder jemand das Boot!

Grundsätzlich geht auf fast jeder Tour etwas kaputt. »Das ist völlig normal«, sagen wir den Gästen ab der zweiten Saison immer wieder nachdrücklich, als wir feststellen, dass uns einige Gäste Schäden verschweigen.

Zum Beispiel hat irgendwann ein Gast zu sehr an der Leselampe gerissen und die Halterung kaputt gemacht. Mehrere Touren hintereinander müssen alle Gäste die Lampe immer wieder vorsichtig zurück auf das Fundament gesteckt haben, anstatt dass mal einer etwas sagt. Vermutlich weil sie denken, sie müssten das dann bezahlen. Wir merken erst, dass die Lampe kaputt ist, als Cati beim Putzen zufällig dagegenstößt und sie abfällt. Innerhalb von zehn Minuten habe ich dann eine neue montiert, die wir als Reserve an Bord haben. Keine große Sache.

»Bitte sagt es uns« wird fortan auch Teil der Einweisung. Denn wir selbst bemerken Schäden oft nur zufällig, und sonst denken die nächsten Gäste, dass wir unser Schiff schlecht in Schuss haben. Und schließlich wir können ja schlecht in der kurzen Liegezeit zwischen den Gästen alle Elemente an Bord ausprobieren.

Einmal haben wir an Bord ein interessantes Gespräch zwischen einem Vercharterer (kleine Flotte von acht Booten) und einem begeisterten Chartersegler. Letzterer erzählt eines Abends die Geschichte, dass er ein Boot übernommen hat, und als er draußen auf See war, rollte er die Genua aus und stellte fest, dass sie einen Riss hatte. »Das hätten die doch kontrollieren müssen«, ist seine Meinung. Irgendwie verständlich, man will ja ein heiles Schiff bekommen. Aber auch spannend, was der Vercharterer antwortet: »Das klappt leider nicht immer. Wenn es im Hafen weht, können wir schlecht am Steg alle Segel setzen, um mal zu gucken, ob noch alles heil ist. Wir müssen dann schon darauf vertrauen, dass die Kunden ehrlich zu uns sind.« Interessante Einblicke. Da müssen wir zustimmen.

Seit wir diesen Punkt in unsere Liste aufgenommen haben, fahren wir gut damit. Wir weisen die Gäste darauf hin, dass sie keine Schäden bezahlen müssen, die nicht mutwillig oder leichtsinnig im Suff zugefügt wurden, und es funktioniert besser als erwartet.

Und schließlich hatten wir da noch den Gast mit dem Mückenspray.

In unserer Packliste steht, dass die Gäste kein Mückenspray mitbringen müssen. Bahamaische Mücken lieben nämlich exotische,

kulinarische Mitbringsel aus Europa. Also lecken sie das Autan förmlich auf. Abschreckung? Im Gegenteil.

Aus diesem Grund haben wir eine ansehnliche Batterie an lokalen Sprays an Bord. Je nachdem, wen wir zu Gast haben, können wir den Birkenstockträger genauso glücklich machen wie den Fan der biologischen Kriegsführung. Als Pumpspray oder mit Treibmittel, nur aus rein biologischen Wirkstoffen, mit mäßig Deet oder fast nur Deet.

Dieses »Deet« war uns vor der Charterei völlig unbekannt, ist in den USA und in Südamerika aber jedem Mückenspray zugesetzt. Es wurde speziell für die amerikanischen Soldaten im Vietnamkrieg entwickelt und ... was soll ich sagen? Es wirkt. Gewaltig. Man sprüht sich das Mittel in die Hand (NICHT direkt auf die Haut, dann landet es ja wieder an Deck) und verreibt es am ganzen Körper. Und dann ist Ruhe. Für immer. Oder zumindest für eine ganze Weile.

Sprüht man aber doch mal Mücken in der Luft damit an, stürzen sie ab. Ohne Fallschirm oder Rauchschwaden. Sie sind augenblicklich tot. Ich habe sogar das Gefühl, beim Aufprall implodieren sie. Ich habe nie Mückenleichen gefunden.

Auch allerlei andere Dinge sind an Bord, um die Biester fernzuhalten. Räucher-Coils etwa und der Geheimtipp gegen Fliegen: Brennpaste, eher Gelee, in einer Blechdose, wie sie gewöhnlich in Warmhalteplatten an Buffets genutzt wird. Diese Dosen stehen an jeder Supermarktkasse in mehreren Reihen. Zuerst haben wir uns gewundert, ob solche Warmhalteplatten auf den Bahamas so beliebt sind. Aber nein, sie sind das einzig wirksame Mittel, um die allgegenwärtigen Fliegen fernzuhalten. Denn wenn man eine solche Dose entzündet, suchen sie das Weite. Völlig verrückt.

Die Bahamas-Mücke ist viel kleiner als die europäische. »Sandflies« werden sie auch genannt. Oder umgangssprachlich »No-See-Um's«, was übersetzt bedeutet: »Die Dinger, die man nicht sieht.« Und das stimmt. Nur als kleine Punkte sind sie auf der Haut wahrnehmbar. Aber ihre Stiche jucken wie verrückt. Der Rekord bei uns an Bord liegt bei 130 Stichen. Pro Bein.

Unser Moskito-Einsatz für die Luken ist in Europa gefertigt und deshalb eigentlich zu grobmaschig. In jeder Kabine steht deswegen zusätzlich eine Dose Mückenspray mit Deet. Am ersten Abend erklären wir den Gästen, dass sie das Netz damit ein wenig ansprühen sollen. »Dann riechen die Mücken das und wollen gar nicht mehr versuchen, durch das Netz zu kommen.«

So weit, so schlau. Dachten wir.

Und dann kommen wir nach zehn Tagen zum ersten Mal wieder in die Kabine eines gerade abgereisten Gasts. Wir trauen unseren Augen nicht. Offenbar hat der Gast gedacht »Viel hilft viel« und die ganze Kabine mit dem Spray lackiert. Das sieht man gut, denn eine geschlängelte Sprühbahn ist klar an der einst glatt lackierten Mahagonidecke zu sehen. Das Deet hat sich durch den Klarlack gebrannt. Auch an allen möglichen anderen Stellen ist zu erkennen, dass sie reichlich eingenebelt wurden. Nicht ohne Folgen: Der glänzend graue Lichtschalter ist nun matt grau. Der neu montierte Ventilator hat auf der einen Seite komplett seine Schraffur in der Oberfläche verloren. Er ist glatt geätzt. Unglaublich.

Mehr noch als die Schäden, mit denen wir uns erst in der nächsten Wertzeit beschäftigen können, schockiert uns, was das Deet mit Holz und Plastik macht. »Und das Zeug schmieren wir uns seit Jahren auf die Haut?«, fragt Cati.

... DER HAT SICH VERLOBT

» **E**in Segeltörn auf den Bahamas ist wie ein Kurz-Sabbatical«, sagte mal jemand zu uns. Ein Ausstieg aus dem Alltag. Auch wenn echte Weltenbummler und Langzeitsegler es albern finden mögen, aber für manch einen unserer Gäste stellte sich dieser kurze Urlaub als längst notwendige Zäsur in einem eingelatschten Leben heraus. Ein kurzes Gefühl von Freiheit und Unbestimmtheit.

Sie nutzen die Zeit bei uns an Bord, um Vorsätze zu fassen, was sie alles verändern wollen, sobald sie zurückkommen. Kleine Dinge wie: »Endlich mal selbst und frisch kochen, kein Fast Food mehr.« – »Einen Segelschein machen.« Oder aber: »Wir machen es. Wir kaufen uns ein eigenes Boot.« Oder manchmal sogar solche lebensverändernden Entscheidungen, wie: »Ich lasse mich nicht mehr länger vom Vorgesetzten hinhalten, sondern werde direkt bei der Personalabteilung eine Auszeit einreichen.«

Andere unserer Gäste nutzen den Urlaub in den Bahamas auch, um herausragende Entscheidungen zu treffen.

»Johannes, du bist der Erste, mit dem ich rede«, bekomme ich eines Tages eine WhatsApp. »Meinst du, es gäbe auf den Bahamas irgendwo eine Gelegenheit, einen Heiratsantrag zu machen?« – »Aber natürlich gibt es die. Wo sonst, wenn nicht hier? Wir helfen gern!«, antworte ich, selbst voller Begeisterung für die Idee.

An dem Tag des Antrags ankern wir schließlich vor Shroud Cay, einer Insel durchzogen von Kanälen und überzogen von Mangroven. Die Fahrt mit dem Schlauchboot von der einen auf die andere Seite

der Insel ist immer ein großes Erlebnis. »Willkommen auf der Dschungeltour im Amazonas«, sage ich jedes Mal, wenn wir den Eingang des Kanals passieren. Und wenn man sich vorstellt, auf dem Amazonas zu sein, dann glaubt man es auch.

Auf dem Weg gibt es eine Menge zu sehen. Meist mache ich noch einen kleinen Abstecher in die Nebenarme, denn dort leben Schildkröten. Das Wasser ist spiegelglatt und man kann wie durch eine Glasscheibe bis auf den Grund schauen, wo sich winzige bunte Fische unter den überhängenden Mangroven verstecken. Manchmal sehen wir auch einen Ammenhai oder andere exotische Tiere. Auf der anderen Seite des Kanals angekommen, befindet sich der schönste Strand der Insel. Direkt angrenzend liegt ein kleiner Berg, auf dem sich das »Camp Driftwood« befindet. Dort hat ein Schiffbrüchiger in den 60er-Jahren mal eine ganze Weile gehaust. Damals gab es ja noch keinen Tourismus und kaum Schiffe in den Exumas. Das Camp ist leider von einem Hurrikan davongeweht worden, heute erinnert nur eine Gedenktafel noch daran, die oben auf dem Hügel zwischen kleinen Palmen steht. Der Ausblick über den Atlantik ist von dort oben fantastisch, denn im Osten fällt das Wasser innerhalb von ein paar Meilen von einem Meter auf 1.000 Meter Tiefe ab, und das Meer zeigt sich in allen Facetten der Farbe blau. »Fifty shades of blue« sagen wir immer. Wenn 50 mal reichen.

Bei Niedrigwasser ist es manchmal gar nicht so einfach, auf die andere Seite der Insel zu gelangen, weil die Kanäle dann (bei einem Meter Tidenhub) trocken fallen.

»Wir fahren heute zu einem wunderschönen Strand«, kündige ich am Morgen an. »Das Problem ist aber, dass wir nicht alle gleichzeitig mit dem Schlauchboot fahren können, weil wir sonst nicht durch das Flachwasser kommen. Also nehme ich erst euch beide mit«, zeige ich auf das Pärchen, das heute verlobt werden soll, »und außerdem Cati. Euch andere hole ich auf der nächsten Tour, etwa 20 Minuten später.«

Die Braut weiß von nichts.

ruckartig von der Kiste ab. Wir sehen, wie sich das Nähgarn in Windeseile von der Kiste erhebt, und »Plopp« ist auch der Ring airborne.

Die Drohne ist unterwegs, also konzentriere ich mich auf den Monitor. Ich sehe die Mündung des Kanals, die im gleißenden Sonnenschein vor uns liegt. Das Wasser glitzert. Ich fliege hinaus auf die See. »Hoffentlich ist der Ring gut angebunden«, gibt Cati zu bedenken. »Klar ist er das«, kommentiere ich, steuere eine Drehung, und plötzlich habe ich es vor mir: Das Bild, das ich die ganze Zeit im Kopf hatte. Der einsame Sandstrand, dahinter die Insel, und auf dem Sand das Pärchen, das gerade Hand in Hand einen Spaziergang macht. Ich fliege von See kommend und mit der Sonne im Rücken auf sie zu, sinke etwas ab. Plötzlich dreht die Braut sich um, schaut verwundert auf die Drohne, die in zehn Meter Höhe hinter ihr fliegt. »Der Plan geht auf«, denke ich.

Aber ich erzähle erst mal aus der Sicht des Paares, so wie es uns beide später am Abend berichtet haben:

»Lass uns ein paar Meter gehen«, sagt er zu ihr. Sie laufen über den schaumweichen Sand, drehen ein paar Muscheln um, genießen die Zweisamkeit. Plötzlich das röhrende Geräusch hinter ihnen. »Hey, wo kommt die denn her?«, fragt die Braut und staunt. Dann geht die Drohne in den Sinkflug, kommt langsam direkt auf sie zu und bleibt in etwa zwei Meter Höhe stehen. »Was baumelt denn da unter der Drohne?«, wundert sie sich. Der Bräutigam zückt eine Schere aus der Tasche der Badehose, macht drei Schritte auf die Drohne zu, »schnapp«, hält er ihr den Ring entgegen, geht im Sand auf die Knie und macht den Antrag. Die Braut nickt und nickt, lässt sich den Ring anstecken, zieht ihn wieder hoch, küsst ihn. Sie sind verlobt. Was für ein traumhaftes Erlebnis an einem einsamen Bahamasstrand. Langsam steigt die Drohne auf, geht auf Abstand und lässt dem Paar den feierlichen Augenblick in trauter Zweisamkeit. Ein voller Erfolg.

Ich als Pilot habe von all dem aber nichts mitbekommen.

Kurz nachdem ich von See kommend auf das Paar zufliege, bricht plötzlich die Verbindung ab. »Ach du Scheiße, ich hab die Drohne

verloren!«, kreische ich vor Schreck, schüttele die Fernbedienung, drücke ein paar Knöpfe. »Sie ist weg!« – »Kannst du sie nicht wieder verbinden?«, fragt Cati. »Nein, nein, die Verbindung ist weg!«, rufe ich leicht hysterisch, »der Hügel scheint im Weg zu sein, wir müssen zurück an den Strand. Hol den Anker auf!«

Plötzlich ist das Bild kurz wieder da. Ich sehe, dass ich immer noch auf das Paar zufliege, drücke den Hebel nach unten, bis ich die beiden groß auf dem Monitor sehe. Dann ist das Bild wieder weg. »Was macht der Anker?« Mit einer Hand habe ich nebenbei den Motor angerissen. »Der hängt fest«, schreit Cati. »Dann wirf ihn los! Den holen wir später. Los, los, los, das ist keine Übung hier!« Cati müht sich ab. Mein Bild kommt wieder. »Er kniet, er kniet vor ihr!« – Zack, wieder schwarz. »Aaaaargh ... Ist der Anker los?« Ich sehe, wie die Leine über Bord fliegt. »Fahr du, ich versuche zu steuern«, kommandiere ich. Cati beschleunigt so schnell, dass ich fast den Halt verliere und beinahe im Wasser lande.

Dann höre ich es piepen und sehe, wie die Drohe auf dem Weg zum Camp Driftwood ist. »Aaaaah, sie ist im Homing-Modus! Sie hat den Kontakt verloren und will wieder dort landen, wo sie gestartet ist!« – Da liegt unser Boot aber nicht mehr. Dort ist jetzt Wasser. »Schnell zurück!« Cati reißt die Pinne herum, rast in eine Sandbank, fräst sich mit dem Propeller hindurch. Im grellen Sonnenlicht versuche ich verzweifelt, das Display zu erkennen und den Homing-Modus zu deaktivieren. Ich muss einen Ball auf einer Leiste zur Seite schieben und brauche drei Anläufe bis es klappt. Dann hört das Piepen auf. Ich habe wieder die Kontrolle und kann die Drohne gerade noch abfangen, bevor sie in eine Palme fliegt. Ich sehe bereits nur noch Blätter vor der Kamera.

»Puuuuuuh, das war knapp«, sage ich und bringe die Drohne auf sichere Flughöhe. »Was ist mit dem Ring?«, fragt Cati, »hat er den bekommen?« – Ich drehe den Gimbal nach unten und sehe im Display das im Rotorabwind flatternde Nähgarn. »Ich hoffe doch«, sage ich, »oder aber der Ring wurde bei den hektischen Manövern in die Pro-

peller gewirbelt, die Leine gekappt, und er liegt nun in den Rabatten.« Hoffen wir einfach, dass das nicht der Fall ist. Immerhin habe ich ja kurz gesehen, wie er am Strand kniete. »Aber vielleicht ist er nicht an den Ring herangekommen, weil die Drohne zu hoch flog, und hat den Antrag ›erst mal so‹ gemacht, um ihr den Ring ›wegen technischer Probleme‹ später zu geben.« Im Geist sehe ich mich schon, wie ich mich mit der Machete durch den Mangroven-Dschungel kämpfe und den Ring suche.

Zum Glück ist ja alles gut gegangen.

Der Ring ist da, die beiden sind verlobt. Außerdem haben sie ein tolles Video der Verlobung. Leider nur ohne Ton. Denn der Ton wird nicht in der Drohne aufgenommen, sondern an der Fernbedienung. Und das Soundfile unserer panischen Momente im Schlauchboot – das rücke ich lieber nicht heraus ...

... DER WURDE VON EINEM SCHWIMMENDEN SCHWEIN GEBISSEN

Von Europa aus gesehen gehören die Bahamas zu den sehr exotischen Reisezielen. Viele können die bekannteren karibischen Inseln wie Martinique, Grenada und natürlich die Dominikanische Republik noch viel eher auf einer Weltkarte einordnen, als die Bahamas. »Irgendwo im Atlantik«, wissen die meisten Leute nur.

Umfragen zufolge haben viele zumindest ein grobes Bild von den Inseln: viel Wasser, schöne Strände und Palmen. Gut, das trifft auf ziemlich viele Ziele in den Tropen zu. Doch seit ein Reiseveranstalter deutsche Litfaßsäulen und Werbetafeln mit einem sehr auffälligen Plakat tapeziert hat, weiß nun fast jeder, dass die Bahamas noch eine große Sehenswürdigkeit haben. Auf dem Plakat stand in großen Lettern »Wir machen Urlaub, wo die Schweine schwimmen«, und darunter sah man ein Foto von einem quietschfdelen Schwein, das im türkisfarbenen Wasser seine Bahnen zieht.

Das Bild signalisiert den Inbegriff von dem paradiesischen Leben, das die Schweine dort haben. Den ganzen Tag am Strand liegen, ab und zu eine Runde schwimmen, was futtern, dann wieder am Strand liegen.

Tatsächlich führt fast jede Top-Ten-Liste mit Gründen, die Bahamas zu besuchen, auch die berühmten schwimmenden Schweine an.

Warum die Schweine so eine große Anziehungskraft ausüben? Nun ja, es ist schon ein lustiges Bild: Auf der kleinen und unbewohnten Insel Big Majors Spot, gleich vor der alten James-Bond-Filmkulisse in Staniel Cay, leben die Tiere tatsächlich völlig allein am Strand. Ein Kontrast zu dem Bild, das man sonst von Schweinen kennt. Urlaubsfeeling statt der Todeszelle im Mastbetrieb.

Wie sie dorthin gekommen sind, weiß keiner so richtig. Es gibt Gerüchte, dass sie mal dem drohenden Kochtopf entkommen und schwimmenderweise auf diese Insel gelangt sind. Andere glauben, dass Piraten sie dort ausgesetzt haben, um auf ihren Kaperfahrten dort Proviant aufsammeln zu können. Und wieder andere glauben, dass sie allein für den Tourismus dort ausgesetzt worden sind. Mittlerweile sind sogar einige Bücher geschrieben worden, die sich mit der Herkunft der Schweine beschäftigen. »Stimmt alles nicht«, hat mir mal ein Einheimischer erzählt, »aber verkauft sich gut.«

Als alter Sammler maritimer Bücher habe ich natürlich auch in vielen Weltumseglerberichten immer darauf geachtet, ob irgendwo während einer Reise durch die Bahamas schwimmende Schweine erwähnt werden. Die älteste Erwähnung habe ich in Eric Hiscocks Buch *Atlantic Cruise in Wanderer III* gefunden. Das Buch ist im Jahr 1968 erschienen und er berichtet darin bereits von den schwimmenden Schweinen. In einer Zeit, als an Tourismus in den Exumas noch nicht zu denken war.

Im Jahr 2006 habe ich das erste Mal vor Big Majors Spot den Anker geworfen. Damals wusste ich über die schwimmenden Schweine noch nicht mehr, als die kleine Anmerkung in der Seekarte. Neben mir lagen nur drei weitere Boote dort. Die Schweine lebten auf der Insel, aber meist im Schatten der Bäume. An den Strand kamen sie nur, wenn sie Hunger hatten. Oft kamen sie dann auch mal hinaus zu den Schiffen geschwommen, sperrten das Maul auf und ließen sich etwas hineinwerfen. Man gewöhnte sich schnell an ihre Gegenwart. Selten kamen Touristen von außerhalb an den Strand, meist waren wir Yachties und ein paar Urlauber aus dem Hotel nebenan mit den Schweinen allein.

Heute hat sich jedoch einiges geändert. Touristen aus der ganzen Welt fliegen auf die Bahamas, um die Schweine zu sehen. Russen, Chinesen, Europäer ... Alle nehmen sie für den skurrilen Anblick die lange Anreise in Kauf. Dabei ist Staniel Cay wirklich schwer zu erreichen. Wer nicht gerade ein dickes Portemonnaie hat, ohnehin im kleinen Hotel (ab 500 Dollar/Nacht) wohnt und per Chartermaschine anreist, der muss irgendwie von Nassau aus dorthin kommen. Eine Strecke von 60 Meilen.

Jeden Morgen starten gut gebuchte Touren gegen kurz nach 8 Uhr in Nassau. Allerdings nicht in großen Schiffen, sondern in kleinen und schnellen RIB-Schlauchbooten, besetzt mit jeweils 12 bis 16 Leuten, die pro Person etwa 500 Dollar für diesen Tagesausflug zahlen. Je nach Wind und Welle brauchen die offenen Boote ohne Dach anderthalb bis zwei Stunden bis nach Staniel Cay. Ein holperiger Ritt, den die Gäste nur aushalten, weil sie auf ihren Sitzen festgeschnallt sind. Meist sind sie schon bei der Ankunft in Staniel Cay rot verbrannt und haben dann eine halbe Stunde Zeit, um die Schweine anzuschauen. Im Anschluss werden sie in den Yachtclub gekarrt, um dort Mittag zu essen, wobei das Essen natürlich nicht inklusive ist. Wenn die Tide gerade günstig steht, gibt es manchmal noch die Chance, in die Thunderball-Grotte zu tauchen. Ansonsten müssen sie sich auch schon wieder auf den Rückweg machen, noch mal mindestens anderthalb Stunden durch die pralle Sonne, bis sie völlig gar sind. Was für ein Stress. Und hohe Extrakosten für einen Tagesausflug, den wir unseren Gästen als »im Preis enthalten« präsentieren können.

Seit einigen Jahren finden auch immer wieder Fashion-Models und Influencer ihren Weg auf die Bahamas. Ein schlauer Italiener hat eine Marktlücke erkannt und sich eine alte Propellermaschine zum Wasserflugzeug umgebaut. Damit fliegt er nun die Mädels im Bikini innerhalb eines Tages von Nassau aus von Highlight zu Highlight: Iguanas auf Allens Cay, mit Haien schwimmen auf Compass Cay – und eben die schwimmenden Schweine auf Staniel Cay.

Die Fotos bei Instagram sehen auch immer sehr schick aus: Ein für die Werbebranche perfekt proportioniertes Mädchen Anfang 20 steht tiefbraun gebrannt und im sehr knappen Bikini am schnee-weißen Strand. Dahinter das glasklare, türkisfarbene Wasser. In der Hand hält es ein kleines Schweineferkel, das vor Freude jauchzt. Das Mädchen strahlt in die Kamera. »Wie süüüüüüß die sind« steht dann meist darunter.

Was man allerdings auf den Fotos nicht sieht, ist das Making-of: Die großen Schweine haben sich mittlerweile an die Touristen gewöhnt, aber die jungen Ferkel haben eine panische Angst vor den Menschenmassen, die mittlerweile im Minutentakt mit Tourbooten auf der Insel anlanden. Sie wollen lieber ihre Ruhe haben, im Schatten liegen und an der Mutter saugen. Stattdessen jagt die Crew der Modelshootings den kleinen Ferkeln hinterher, die gefühlt um ihr Leben rennen und quieken. Wenn sie ein Ferkel gefangen haben, setzen sie es dem Model auf den Arm, das sofort sein Show-Grinsen aufsetzt. Die Kameras klicken. Es muss schnell gehen, denn meist dauert es nicht lange, bis sich das Ferkel aus Todesangst in die nicht vorhandene Hose macht. Nach spätestens 30 Sekunden ist das Shooting vorbei, das Model vollgeschissen, vollgepinkelt, und das Ferkel quiekt immer noch kurz vor dem Herzinfarkt.

Deshalb warten wir mit unseren Gästen immer den späten Nachmittag ab, wenn die Tourboote weg und die Schweine allein am Strand sind. Dann kommen sie zur Ruhe, und wir versuchen, sie bei unserem Besuch auch möglichst in Ruhe zu lassen. Die dicken Schweine sind es gewöhnt, dass die Touristen ihnen Wasser mitbringen. Wir bringen auch regelmäßig zwei Gallonen mit, die man den durstigen Tieren direkt in den Rachen kippen kann. »Aber nicht in die ›Steckdose‹, das gibt einen Kurzschluss«, warne ich unsere Gäste immer. Vor allem bei den Ferkeln macht es unseren Gästen immer sehr viel Spaß, sie – natürlich mit Abstand – aus den Wasserflaschen zu füttern. Die Tiere haben zwar inzwischen auch einen Wassertrog, aber der ist meist schmutzig – und durstig sind sie bei der Hitze immer.

Ein paar Amerikaner haben die dicken, älteren Schweine dressiert. Sie stellen ihnen eine Flasche Bier hin, gehen einen Schritt zurück, dann kommt das Schwein, nimmt die Flasche in den Mund, den Kopf in den Nacken, und dann *gluck, gluck, gluck*. Auf ex, bis die Flasche leer ist. Ein echt witziges Bild. Nicht, dass wir das gutheißen – aber zu schaden scheint es den großen Schweinen nicht. Sie haben auch so eine Statur, dass sie die kleine Flasche Bier wegstecken, ohne dass ihnen schwummrig wird.

Doch dann gibt es die russischen Chartercrews, die sich einen Spaß daraus machen, ihnen statt Bier- Wodkaflaschen vor den Rüssel zu stellen. Ehe die Schweine realisieren, dass die Flüssigkeit, die ihnen den Rachen runterläuft, irgendwie anders ist, ist die Flasche intus. Alle lachen sich natürlich kaputt über das torkelnde Schwein.

Vor einigen Jahren waren die Schweine dann plötzlich nur noch zu viert. Im Radio erfuhren wir, dass eines Morgens plötzlich viele tote Schweine am Strand lagen. Womit sie gefüttert wurden? Keiner wusste es so wirklich. Obduziert wurden die Schweine natürlich nicht, nur ausgetauscht. Der Ersatz (damit die Touristen nicht enttäuscht sind) kam eine Woche später direkt aus einem Stall in den USA. In der gleißenden Sonne war natürlich ruckzuck ihre Haut verbrannt und pellte sich in großen Flächen ab. Pure Tierquälerei. Es sind sogar Geschichten überliefert, dass mal eine Yachtcrew stockbesoffen ein Lagerfeuer am Strand gemacht und dann aus Lust und Laune ein Schwein gegrillt hat.

Ob die Schweine also wirklich so ein paradiesisches Leben führen? Das bezweifeln wir, die wir alle zehn Tage neu vor Big Majors Spot unseren Anker werfen und so einige Geschichten und Ereignisse mitbekommen. Und auch den Durchsatz, den man dort an Schweinen hat. Es gibt wenige, die länger als ein Jahr dort überleben. Nur die richtig dicken Urgesteine von Schweinen halten durch. Solche, die frech genug sind, bei der Fütterung die kleinen Ferkel beiseitezuschubsen.

Irgendwann in unserer zweiten Saison bekommen die Schweine

einen Pavillion, der Schatten spenden soll. Dort werden auch Bilder der Schweine aufgehängt, unter denen der Name steht. Wir hatten natürlich längst eigene Spitznamen für die Schweine gefunden. Catis »Lieblingsschwein«, das wir vor vier Jahren als kleines Ferkel bei seinen ersten Schwimmversuchen begleitet haben und das all die Jahre überlebt hat. Dann das »Hitler-Schwein«, das an der Schnauze einen schwarzen Fleck hat, der original wie ein Hitler-Bärtchen aussieht. Das dickste und stärkste Schwein heißt Karma, finden wir anhand der Bilder heraus. Mittlerweile kennen wir sie gut und wissen: Karma ist der Sheriff im Lager. Unter dem Bild der Hinweis: »Achtung, Karma beißt gern in Hintern. Wie das richtige Karma auch.«

Einige Monate später verbreitet die *Bild-Zeitung* in Deutschland ein Video von einem berühmten Model, das auf die Bahamas gereist ist, um die Schweine zu sehen, und dann von Karma mit Schmackes in seinen ausladenden J.Lo-Hintern gebissen wurde. Mehrere Millionen Klicks waren schnell erreicht. Hätten wir mal selbst unsere Kamera parat gehabt, das hätte unseren YouTube-Kanal ein wenig nach vorn getrieben. Denn auch wir erleben es in unseren Jahren dort einige Male, dass Touristen gebissen werden.

Wir hatten da mal einen weiblichen Gast, der sich auch zu nah an Karma herangetraut hat und in den Oberschenkel gebissen wurde. Die Bissspuren in Form eines Halbkreises waren noch tagelang als blau angelaufener Bluterguss zu sehen. »Hoffentlich bleibt das noch ein paar Tage, bis ich zu Hause bin«, erzählt sie uns eines Tages. »Wieso, willst du die Bissspuren deinen Freunden zeigen?«, frage ich. »Ach was«, antwortet sie, »die lasse ich mir nachtätowieren. Das ist doch ein tolles Andenken an die Bahamas!«

Man merkt es: Die Schweine hinterlassen einen Eindruck bei den Gästen. Oder einen Abdruck, je nachdem. Deshalb sorgen die Bahamaer auch dafür, dass es immer genügend Nachschub gibt. Und weil es auf Staniel Cay mit den schwimmenden Schweinen so gut klappt, gibt es mittlerweile auf den Bahamas drei weitere Inseln, auf denen Schweine ausgesetzt wurden, um Touristen anzuziehen. Obwohl es

sich dabei nicht um die »Original-Schweine« handelt, läuft das schon ganz gut an. Schwein ist halt Schwein.

Die armen Leute tun mir leid, die sich keinen Flug auf die Bahamas leisten können. Doch ich habe da einen geheimen Plan: Ich möchte gern eine Insel in der dänischen Südsee kaufen ... um dort Giraffen auszusetzen.

Ob das klappen wird? Irgendwie lacht darüber jeder. Aber Schweine auf den Bahamas? Das ist doch genauso abwegig.